

Auf dem Berg sind alle gleich

Muslime und Christen aus Krisengebieten versuchen in Ruhpolding ihre Angst nach dem Krieg zu besiegen

Von Tobias Kuhlmann

Ruhpolding – An einem der Tage hat dann jeder sein Leben in ein Koordinatensystem gezeichnet und an die Wand gehängt, ganz übersichtlich. Die Lebensjahre sind auf der waagerechten Achse verzeichnet, die individuelle Verfassung auf der senkrechten. Die jungen Leute haben Kurven eingetragen: Sind Berge zu sehen, ging es den Zeichnern gut, die tiefen Täler markieren Zeiten der Angst, der Todesangst sogar. Fast alle Bilder offenbaren diese Abgründe, die sich besser zeichnen als in Worte fassen lassen. Mehr als 20 junge Iraker, Palästinenser und Bosnier waren auf Einladung der von der evangelischen Kirche unterstützten Stiftung „Wings of Hope“ für knapp zwei Wochen nach Ruhpolding gekommen, um ihre Traumata zu verarbeiten.

Die Palästinenserin Niveen Sarras erreichte ihren Tiefpunkt vor ein paar Jahren, als die israelische Armee eine Ausgangssperre über ihren Heimatort Bethlehem verhängt hatte. Noch heute plagt sie die Erinnerung an durchwachte Nächte. In ihrer Vorstellung sah sie schon Soldaten die Tür aufbrechen und ihren Vater und Bruder hinauszerren. Fast entschuldigend sagt sie, dass dies zum Glück ja nicht eingetreten sei. Ihre Angst aber war real, wenn sie darüber spricht, reißt sie die Augen immer noch weit auf. „Ich

wollte kein Mensch mehr sein. Ich wollte mich in ein staubiges Tier verwandeln und durch den Sand kriechen. Dann wäre ich frei gewesen.“

Niveen Sarras ist ein Opfer des Nahostkonfliktes, das auf den üblichen Listen der Verletzten und Toten in der Regel keinen Platz findet. Dabei gehören in den meisten Krisengebieten Menschen wie sie zur Mehrheit. Zu einer stillen häufig, denn vielen fällt es schwer, mit ihren Erfahrungen von Ohnmacht und Hilflosigkeit umzugehen.

„Hier in Bayern zu sein, ist für mich wie ein Traum“, sagt der Iraker Firas Faiq. Die grünen Wiesen, die Berge und natürlich die friedlichen Menschen, die ihn hier so offen empfangen hätten – er könne sein Glück kaum fassen, das ihn in den malerischen Labenbachhof geführt habe, ein von der evangelischen Kirche getragenes Tagungszentrum. In dieser Umgebung kann Faiq die Angst, die er zu Hause täglich spürt, zumindest zeitweilig vergessen. Endgültig loslassen wird diese Angst die Teilnehmer des Seminars aber möglicherweise nie.

Elvir Causevic erzählt, als Neunzehnjähriger habe er Sarajevo verteidigt und irgendwann sei er gleichgültig geworden. Inzwischen ist er Projektkoordinator von Wings of Hope in Bosnien-Herzegowina. „Diese Gleichgültigkeit hat das Überleben im Krieg erleichtert, aber im

Alltag braucht man Gefühle, um zurechtzukommen.“ Projektleiter Peter Klentzan erklärt den Teilnehmern, woher diese Reaktionen kommen und dass sie nicht die einzigen sind, die diese kritischen Situationen immer wieder im Geiste durchleben. „Einfach dieses Wissen, dass sie normal sind, kann für viele hilfreich sein, auch ohne dass sie über ihre konkreten traumatischen Erfahrungen



Trommeln gegen die Albträume: junge Iraker zu Gast in Bayern. Foto: kuh

sprechen.“ Für die Palästinenserin Sarras ist schon ihr Alltag im Westjordanland fortwährender Stress, wie sie erzählt: die Kontrollpunkte, der israelische Grenzzaun, die Erniedrigungen. Das Projekt soll nicht nur den einzelnen Menschen helfen, sondern die Basis schaffen für Verständigung, sagt Klentzan. Viele, die nur die Ohnmacht kennen, müssten erst einmal erfahren, dass sie selbst erfolgreich handeln können.

In Ruhpolding haben die jungen Leute genau das erlebt, etwa beim Bergsteigen auf die Hörndlwand. „Als Einzelgänger hat man keine Chance. Man muss sich zwangsläufig die Hand geben“, sagt Sebastian Steinbach von der Bergwacht, der seine Gäste auf dem Weg zum Gipfel begleitet hat. Eine Irakerin sitzt nach einem Sturz mit Schürfwunden im Tal. Die Herausforderungen sollen bewusst riskant sein, sagt Klentzan. Nur so sammeln die jungen Leute Erfahrungen, die sie zusammenschweißten, egal ob die Bergkameradin nun christlich oder muslimisch sei. Und sie erwerben Selbstbewusstsein, das sie als Jugendleiter weitergeben sollen. Ganz praktische Konzepte für den toleranten Umgang miteinander in ihren Heimatländern lernen sie hier. Wenn Niveen Sarras wieder in Bethlehem ist, möchte sie diese anwenden: Ihre palästinensische Jugendgruppe soll Gleichaltrige aus Israel treffen.